

Milan Uzelac

DAS PHÄNOMEN - LEBENDIG ODER TOT?

Über die Gründlichkeit grundlegender Phänomene E. Finks

Dieser Titel mag auf den ersten Blick ein wenig seltsam klingen. Dies trifft aber nur teilweise zu. In seinem zweiten Teil ist eine eindeutige Allusion auf eine Frage enthalten, die Ende der sechziger Jahre gestellt wurde, als über das Schicksal der Phänomenologie gesprochen wurde. Einige standen damals auf dem Standpunkt, daß die Phänomenologie ans Ende ihres Weges gelangt war bzw. daß sie der Vergangenheit angehört.

Eben jener Philosoph, der bereits in den dreißiger Jahren hinsichtlich der Thematisierung der Frage der Phänomenologie der Phänomenologie weiter gekommen war als Husserl und der wahrhaftig an die Grenzen der Phänomenologie gestoßen war, konnte drei Jahrzehnte nach dem Tod E. Husserls die Behauptung aufstellen, daß "eine Philosophie 'lebendig' ist, wenn sie herausfordert, wenn sie in Vergessenheit gerät und das Gesumm des Marktes ihre Stimme überbrandet"¹. Hierbei handelte es sich, wenn man offene Fragen berücksichtigt, die Hinweisungen auf das Weltproblem waren, um Eugen Fink. Es ist daher kein Zufall, daß gerade er als erster auf problematischste Art und Weise nicht nur die Frage des Wesens des Phänomens stellt, sondern auch des Begriffs an sich, und damit auch die Frage bezüglich der Grundlage, auf der sich die gesamte abendländische Meinungsbildung gründet.

¹ E. Fink: *Reflexionen zu Husserls phänomenologischer Reduktion*; in: Nähe und Distanz. K. Alber, Freiburg/München 1976, S. 297.

Das Problem ist allein das Grundproblem, und mögen wir uns noch so anstrengen, wir sind immer bei der Grundlage. Wenn die Grundlage Sinn des eigentlichen Sinnes ist, bestehen immer noch genügend Gründe, um uns die Frage zu stellen, was uns eigentlich die Möglichkeit gibt, die Frage der Frage selbst zu stellen bzw. danach zu forschen, was Frage ist und was das Phänomen ist, das die Grundlage einer jeden Frage bildet.

Wenn man heute die Frage nach dem Sinn des Phänomens stellt, so heißt dies, die Frage nach dem Nährboden zu stellen, aus dem die Meinung selbst erwächst. Das ist dieselbe Frage, die M. Heidegger im einleitenden Kapitel seiner Abhandlung *„Was ist Metaphysik?“* stellt, wo er, indem er sich auf Descartes beruft, fragt, worauf die Metaphysik beruht. Wie wir bereits wissen, gründet sie sich auf dem Nichts, und dieses Nichts ist die grundlegende Frage, vor der die gesamte abendländische Philosophie seit der Zeit Parmenides steht, da ja, wie dies Fink betont, die gesamte Geschichte der abendländischen Metaphysik als Geschichte der Ontologie bzw. als Geschichte des Nihilismus aufgefaßt werden kann.

Es ist kein Zufall, daß wir in Finks bekannter Abhandlung *Metaphysik und Tod* uns am besten dieses Problem vor Augen führen können: auf der einen Seite befindet sich die Metaphysik (und ihre grundlegenden Phänomene: Arbeit, Herrschaft, Liebe und Spiel), und auf der anderen Seite steht der Tod (der ja eigentlich kein Phänomen ist, dafür aber ein *grundlegendes Phänomen* ursprünglicher Vollzugsweise und Bahn des Verstehens). Durch die Hervorhebung der Gründlichkeit des Phänomens wird jedoch die Unzulänglichkeit des Phänomens selbst aufgedeckt. Bereits hier wird irgendwie die Krise des Phänomens verdeutlicht, was das

Thema unseres Treffens, das uns hier nach Prag geführt hat, am besten zeigt.

Es muß gesagt werden, daß mit dem Begriff des Phänomens (der sogar in so manchem guten Wörterbuch gemieden wird) nur schwer auszukommen ist. Nicht ohne Grund weist Fink, allein auf Husserl bezogen, auf mindestens fünf verschiedene Bedeutungen dieses Begriffs hin:

- (a) das Ding im Erscheinen überhaupt,
- (b) das Ding im Bereich des menschlichen Vorstellens,
- (c) das Ding, ausgelegt als Korrelat eines subjektiven Vorstellungssystems (also unter Ausschaltung des „Ding an sich“),
- (d) Phänomen als der intentionale Gegenstandssinn - abgesehen von den thetischen Charakteren,
- (e) Phänomen als Gegenstandssinn bei methodisch geübter Neutralisierung der thetischen Charaktere².

Unabhängig davon, daß Husserl nur die fünfte Bedeutung als methodisches Leitmodell gebraucht, ist die Mehrdeutigkeit dieses Begriffs nicht zu übersehen und wir können uns dem Eindruck nicht verwehren, daß diese Mehrdeutigkeit keineswegs zufällig ist.

In seinem letzten Buch, das E. Fink zu seinen Lebzeiten zum Druck vorbereitet hat (und das ich immer als sein philosophisches Testament angesehen habe), und auf welches zahlreiche Generationen jahrzehntelang zurückgegriffen haben, im Buch *Nähe und Distanz* (auf das ich mich eben berufen habe, indem ich die allgemein geläufige Stelle aus einer seiner philosophisch wichtigsten Abhandlungen *Operative Begriffe in Husserls*

² E. Fink: *Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie*; in: *Nähe und Distanz*, K. Alber, Freiburg/München 1976, S. 198.

Phänomenologie angeführt habe) schreibt Fink, daß das Phänomen, da keineswegs identisch mit dem Gegenstand der menschlichen Erkenntnis, “einen gängigen, bekannten Sinn innerhalb der Naivität der *natürlichen Einstellung* hat³”.

Wir können uns daher die Frage stellen: inwieweit ist der Begriff des Phänomens in der Philosophie sinnvoll, inwieweit ist er bei philosophischen, aber auch bei naturbezogenen Standpunkten berechtigt (obwohl dieser, wie wir bereits wissen, das Bewußtsein von der transzendentalen Auffassung voraussetzt). Daß die Philosophie im Begriff angesiedelt ist, haben wir bereits bei den ersten Fragen über die Natur und den Gegenstand der Philosophie gelernt, später haben wir gelernt, daß eine solche Philosophie ihren Anfang und ihr Ende hat, und daß wir auch nach ihrem Ende leben. Für einige Zeit fanden wir Trost in der Tatsache, daß dieses Ende nicht nur Schluß, sondern auch Ort sein kann, und daß wir nun in einer Zeit lange nach diesem Ende leben, vielleicht aber auch im Ort der Philosophie.

Dieses Denken in Begriffen haben wir Aristoteles zu verdanken; es ist kein Zufall, daß bei ihm auch das erste wahre philosophische System zu finden ist, während das zweite und gleichzeitig auch das letzte bei Hegel existiert. Es scheint, als ob die Philosophie nur zwei Schritte und zwei mögliche Antworten auf die Fragen gehabt hätte, die Plato weitsichtig formuliert hat. Nun wird die Frage nach dem Denken in der Zeit vor Plato und nach Hegel gestellt. Es scheint, als ob Platos Vorgänger Dichter gewesen wären (und vielleicht wird sich herausstellen, daß sie die *einzigsten Dichter* waren), und als ob sie irgendeine Bildersprache gesprochen hätten,

³ E. Fink: *Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie*; in: Nähe und Distanz. K. Alber, Freiburg/München 1976, S. 195.

was wiederum für ihre unmittelbaren Nachfolger nicht präzise und abstrakt genug bzw. nicht begriffserfassend genug gewesen ist. Die ersten Denker, die die Welt in ihrem Sein zu ergründen suchten, haben mit Hilfe von Bildern gesprochen, die lebendiger Mittelpunkt ihrer Gespräche waren, haben die Phänomene als operative Modelle hervorgehoben, mit deren Hilfe das letzte Geheimnis der Welt durchleuchtet werden sollte.

Es scheint mir, daß wir keinen Fehler begehen werden, wenn wir sagen, daß das wahre Ergründen der Welt nie bivalent gewesen ist; und am wenigsten war dies das dialektische Ergründen, das alle Dinge im Lichte eines ständigen Wandels betrachtete. Wenn sich das auf gesundem Menschenverstand gründende Denken lediglich im Rahmen der starren Relation *ja - nein* bewegt, dann ist es nicht imstande, die Dinge in ihrer Entwicklung, bei ihrem Übergang von einem in einen anderen Zustand zu verfolgen (wobei die Zustände in ihrer Relativität verstanden werden). Daher ist es auch kein Zufall, daß wir heute, in der Zeit nach Hegel, von neuem bemüht sind, in Bildern zu denken, die Dinge räumlich, d.h. in ihrer Entwicklung "zu sehen".

Über Phänomene wird meist in der Mehrzahl gesprochen und wenn vom Phänomen selbst die Rede ist, dann hebt man "die verwirrende Mannigfaltigkeit der 'Phänomene', die mit den Titeln Phänomen, Schein, Erscheinung, bloße Erscheinung bezeichnet werden"⁴ hervor; auf jeden Fall wird hervorgehoben: die Doppeldeutigkeit des Gebrauchs des Begriffs *Phänomen* als

(a) das Sich-an-ihm-selbst-zeigende
und gleichzeitig auch als etwas

⁴ M. Heidegger: *Sein und Zeit*. M. Niemeyer, Tübingen 1984, S. 31.

(b) so Aussehendes wie, das “Scheinbare”, der “Schein”⁵.

Diesen Begriff sollte man Heideggers Meinung zufolge in seiner ersten Bedeutung aufgreifen; jedoch die heutige Hervorhebung der Problematik des Phänomenbegriffs stellt eher die Komplexität der Frage in den Vordergrund, als daß sie als Andeutung einer möglichen Antwort gelten könnte.

Den Begriff des Phänomens zähle ich hier zu der Gruppe “operativer” Begriffe, denn dies ist eine der Möglichkeiten, die thematischen Begriffe der Philosophie von Fink näher zu bestimmen. Fink versuchte, das Problem der Grundlage in seiner Abhandlung *Sein, Wahrheit, Welt* zu veranschaulichen, in der er sagt, daß die Philosophie als endgültige Suche eine Suche nach dem verlorenen Wissen der Allgemeinheit, eine Fragestellung über das Sein, über Wahrheit, über die Welt⁶ ist, wobei Sein, Wahrheit und Welt drei Einsichten in ein und dieselbe Sache sind, denn das Existierende (*on*) erweist sich als Einzelnes (*hen*), Gutes (*agathon*), Wahres (*alethes*). Sein, Wahrheit und Welt sind als Grundbegriffe bestimmt, grundlegend nicht im Sinne elementarer, sondern im Sinne fundamentaler, wahrhaft dinglicher Begriffe. Als Gegensatz zu diesen drei Begriffen, die auf das Sein zurückzuführen sind, und dieses wiederum auf die Welt⁷, womit sich Fink der metaphysisch orientierten traditionellen Philosophie widersetzt, stehen die *Grundphänomene*, mit deren Hilfe man die Art des menschlichen Seins bestimmen möchte. Als Gegensatz zu der Welt als dem thematischen Begriff der Philosophie von Fink sind die

⁵ Op. cit., S. 29.

⁶ E. Fink: *Sein, Wahrheit, Welt*. Vor-Fragen zum Problem des Phänomens-Begriffs, M. Nijhoff, Den Haag 1958, S. 59.

⁷ Diese wird bei Finks Versuch, Hegel zu interpretieren; siehe: E. Fink: *Hegel*. V. Klostermann, Frankfurt a. M. 1977.

Grundphänomene operative Modelle mit deren Hilfe die Quellen des menschlichen Verstehens des Seins bestimmt werden. Die kritische Frage, die hier gestellt wird, könnte folgendermaßen lauten: was ist eigentlich der Bereich dieser Phänomene, was ist ihre Grundlage, der sie entstammen?

Wenn wir nach den möglichen Motiven für Finks Auswahl forschen, könnten wir sagen, daß wir diese fünf Phänomene bei den Vorgängern von Sokrates⁸, bei Plato⁹, oder bei Hegel¹⁰ finden, aber warum gerade diese fünf Phänomene und warum ausgerechnet fünf?

Fink scheint zum Phänomen nicht auf die Art zu gelangen, wie Heidegger zum Existenzial, Tatsache ist aber, daß er sich vom Ontischen zum Ontologischen bewegt, wobei sich das Ontische lediglich als eine Metapher des Ontologischen erweist; bestimmte Schwierigkeiten bereitet das Phänomen des Spiels, welches, wenn man es mit der Welt identifiziert, gleichzeitig sowohl einen thematischen als auch einen operativen "Begriff" darstellt.

Eine Analyse der wechselseitigen Beziehung dieser fünf Phänomene eröffnet ein besonderes Problem, denn es ist leicht festzustellen, daß nicht alle Phänomene von gleichem Rang und gleicher "Natur" sind. Dies sieht auch Fink ein, indem er betont, daß der Tod kein *echtes Phänomen*¹¹ ist, daß er, streng genommen,

⁸ Hierbei denkt man vor allem an Heraklit, Parmenides und Empedokles

⁹ Den Begriff des Todes finden wir in Platons Dialogen *Fedon*, *Staat*, *Staatsmann*; den Begriff der Herrschaft in den *Gesetzen*; den Begriff der Liebe in *Phaidros* und *Symposion*; den Begriff der Arbeit dort, wo über *teche* gesprochen wird, insbesondere im Dialog *Timaios*; über das Spiel wird in allen Dialogen gesprochen, in denen Plato die Dichter kritisiert. Diesbezüglich siehe auch Finks Hinweise in der Abhandlung *Metaphysik und Tod*, W. Kohlhammer, Stuttgart 1969, S. 30.

¹⁰ Hier ist in erster Linie die Abhandlung *Phänomenologie des Geistes* gemeint, in der

alle fünf Phänomene ueber die Fink schreibt, zu finden sind.

¹¹ E. Fink: *Metaphysik und Tod*. W. Kohlhammer, Stuttgart 1969, S. 56.

überhaupt kein Phänomen ist¹². Am besten verdeutlicht dies der Titel der Vorträge von Fink im Jahre 1964: *Metaphysik und Tod*. Auf der einen Seite steht die Metaphysik und auf der anderen der Tod, während das *und* ein Rätsel, ein “spekulatives Paradox”¹³ bleibt, denn es verbindet etwas, was von Natur aus nicht zu verbinden ist.

Auf der einen Waagschale einer möglichen imaginären Waage stünde die Metaphysik bzw. die vier Phänomene, die das Leben bestimmen, das uns wiederum erst mit dem herannahenden Tod zum Rätsel wird. Hierbei handelt es sich um: die Arbeit, die Herrschaft, die Liebe und das Spiel. Auf der anderen Waagschale steht der Tod, der, mit dem Leben und mit der Welt verglichen, ein Nichts, eine Leere darstellt. Wir sprechen über den Tod, indem wir Begriffe aus der Welt gebrauchen, wir sprechen über den Tod, als über etwas, was Bestandteil der Welt ist, ohnmächtig unsere Augen vor der “riesigen schweigenden Leere” zu öffnen, vor jenem, “das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat”¹⁴.

Das Zünglein an der Waage ist dieses *und*, das etwas verbindet, was sich nicht verbinden läßt. Dieses *und* begründet die Philosophie als Denken über das Existierende, aber auch als Denken über das Gedankenlosige. Über den Tod kann nicht gedacht werden, denn dafür gibt es kein Denkmodell¹⁵, während die Metaphysik nichts denken kann.

¹² E. Fink: *Grundphänomene des menschlichen Daseins*. K. Alber, Freiburg/München 1979, S. 200.

¹³ Hier berufen wir uns auf Finks Erläuterung von Heideggers Werk *Sein und Zeit*; in: E. Fink: *Nachdenkliches zur ontologischen Frühgeschichte von Raum - Zeit - Bewegung*. M. Nijhoff, Den Haag 1957, S. 42.

¹⁴ E. Fink: *Grundphänomene des menschlichen Daseins*. K. Alber, Freiburg/München 1979, S. 141.

¹⁵ Vielleicht wäre an dieser Stelle die Erläuterung von Heraklits Fragment B27 sinnvoll: “Wenn die Menschen sterben, erwartet sie etwas Unverhofftes, etwas Ungeahntes”.

Wenn aber, wie dies Fink schreibt, die Träume über die absolute Metaphysik ausgeträumt sind, so würde dies bedeuten, daß die Phänomene, mit denen wir unser Dasein bestimmen, ihrer Grundlage entbehren, so daß wir uns die Frage stellen könnten, was überhaupt noch übrig bleibt. Übrig bleibt der Tod, das Nichts. Der Tod erweist sich als Grundlage für alles, worauf bereits Heraklit (B76) hinweist: “Denn Leben geht in Tod, Tod geht aber nicht in Leben”.

Die Bedeutung Finks philosophischer Bemühungen spiegelt sich in erster Linie darin wieder, daß er nicht bei der Erforschung nur eines Begriffs bleibt, welcher als sein thematischer Schwerpunkt angesehen werden könnte. Es geht vielmehr um fünf Begriffe und das Wichtigste ist das Zusammenwirken dieser fünf im Grunde operativen Begriffe, in welchem das Denken sein Gedachtes fixiert und verwahrt. Daher ist es auch möglich, daß es im Spiel dieser fünf grundlegenden Phänomene (zu denen auch das Spiel zählt) vorkommt, daß der Begriff des Spiels gleichzeitig sowohl ein thematischer als auch ein operativer Begriff ist, was aber bei den anderen, und insbesondere wenn es um den Tod geht, nicht der Fall ist.

Obwohl Fink aber ermöglicht hat, den Menschen als Schauplatz der Auseinandersetzungen dieser Phänomene zu verstehen, die gleichzeitig auch ein Echo des ewigen kosmischen Konflikts sind, hat er bei aller Betonung der Bedeutung der Geschichte auch zu einer nicht geschichtlichen oder, besser gesagt, außergeschichtlichen bzw. transhistorischen Deutung nicht nur des Menschen sondern auch der Welt verholfen. Auf diese Art erscheint heute, nachdem eine gewisse Bedeutung der Geschichte ausgeschöpft ist, auch eine Reihe von Fragen ausgeschöpft zu sein,

die frühere Generationen philosophisch inspiriert haben. Es darf daher keineswegs verwundern, daß wir uns von neuem grundlegenden Begriffen und Phänomenen zuwenden, und zwar nicht nur weil “in der Philosophie kein Wort und kein Begriff abgegriffen ist” und weil wir “die Begriffe jeden Tag neu denken müssen” (Heidegger)¹⁶, sondern auch weil in uns der Glaube erhalten bleibt an die “kommenmüssende Zeit, wo die Leidenschaft des Denkens den Adel des Menschen bestimmt”¹⁷.

¹⁶ M. Heidegger - E. Fink: *Heraklit*. V. Klostermann, Frankfurt a. M. 1970, S. 126.

¹⁷ E. Fink: *Edmund Husserl + (1859 - 1938)*; in: Nähe und Distanz. K. Alber, Freiburg/München 1976, S. 97.